

Der Lübecker Volksbote erscheint am Nachmittag jeden Wertages. Abonnementpreis mit Illustr. Beilage „Volk u. Zeit“ frei Haus pro Woche - Montag bis Sonnabend - 45 Reichspf. Einzelverkaufspr. 10 Reichspf.

Redaktion: Johannisstraße 46

Fernruf { 905 nur Redaktion
926 nur Geschäftsstelle

Anzeigenpreis für die achtgespaltene Beilage oder deren Raum 25 Reichspfennige, auswärtige 30 Reichspfennige. Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 20 Reichspfennige. Reklamen 60 Reichspf.

Geschäftsstelle: Johannisstraße 46

Fernruf { 926 nur Geschäftsstelle
905 nur Redaktion

Lübecker Volksbote

Tagesszeitung für das arbeitende Volk

Nummer 191

Mittwoch, 18. August 1926

33. Jahrgang

Das Washingtoner Abkommen gefährdet!

Wo bleibt das Arbeitszeitprogramm?

Die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens ist wieder einmal gefährdet! Wie ein Alarmruf schlägt diese Feststellung von Albert Thomas, dem Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, in die sommerliche parlamentslose Stille. Thomas weist in der Augustnummer der offiziellen Monatschrift des Internationalen Arbeitsamtes zur Begründung seines Alarmrufes u. a. auf das neue Arbeitszeitgesetz für den englischen Bergbau hin, auf die italienische Verordnung zur Einführung des Neunstundentages und auf die Vorstöße der französischen Unternehmer auf Verlängerung des Arbeitstages. Vom Verwaltungsrat und der Arbeitskonferenz verlangt er deshalb, daß zugunsten der Ratifizierung ein Vorkoß unternommen wird.

Vor kurzem noch konnte man glauben, daß infolge der Ratifizierung des Washingtoner Abkommens durch die belgische Kammer und den belgischen Senat der internationale Achtstundentag nun endlich marschiere. Die belgische Ratifikation bedeutet auch einen mächtigen Schritt vorwärts. Immerhin waren für den aufmerksamen Beobachter schon seit Wochen die neuen Widerstände sichtbar geworden, die sich der europäischen Durchsetzung des Achtstundentages in den Weg stellen. Es liegt ja klar auf der Hand, daß die Verlängerung der Arbeitszeit für die englischen Bergleute nur den Anfang für eine allgemeine Verschlechterung der Arbeitszeit in England darstellt. Schon hat die englische Regierung die Schaffung eines Arbeitszeitgesetzes angekündigt, das ähnlich wie das deutsche Arbeitszeitgesetz grundlegende Neuerungen bringen soll. In Frankreich hat erst vor einigen Tagen Poincaré in der Arbeitszeitfrage vorgeführt. Frankreich nähert sich jetzt der Situation, wie wir sie in Deutschland 1923 hatten. Auch in Frankreich wollen die Unternehmer den Versuch machen, in der Stabilisierungsphase unter dem Schlagwort „Stärkung der Produktion!“ die Verlängerung der Arbeitszeit zu erzwingen. Wie man sieht, Gefahren für die Ratifizierung des Achtstundentagsabkommens an allen Ecken und Enden!

Was aber tut Deutschland? Das Reichsarbeitsministerium hat wiederholt erklärt, daß das neue Arbeitsschutzgesetz in erster Linie dazu bestimmt sei, den Weg zur Ratifizierung frei zu machen. Der Reichstag tritt erst im Herbst zusammen. Noch ist der wirkliche Entwurf für das Arbeitsschutzgesetz nicht veröffentlicht. Er soll erst in den ersten Tagen des Oktober herauskommen. Diese Verschleppung kann leicht verhängnisvoll werden, wenn nicht gegenüber den neu auftauchenden Hemmnissen und Schwierigkeiten in der Ratifizierungsfrage früh Front gemacht wird. Die deutsche Regierung hat, wenn die Zeichen der Zeit der Massenarbeitslosigkeit richtig versteht, wirklich alle Veranlassung, mit größter Energie sich für die Verkürzung der

Arbeitszeit einzusetzen. Soeben erst wurden bei den Beratungen über das Arbeitsbeschaffungsprogramm soziale Sicherungen vereinbart, damit bei der zusätzlichen Arbeit keine Ueberstunden gemacht werden. Unleugbar besteht die Gefahr, daß überall, wo keine Kontrolle zu befürchten ist, die zusätzliche Arbeit so viel als möglich mit den vorhandenen Arbeitskräften ausgeführt wird. Neue Arbeitskräfte sollen aber doch in die Betriebe hinein. Die sozialen Sicherungen in der Arbeitsbeschaffung müssen daher streng und unerbittlich durchgeführt werden. Aber auch dann bleiben sie nur ein geringes Mittel, mit dem keine Wunder gewirkt werden können.

Auch die Reichsregierung dürfte allmählich dahinter kommen, daß selbst bei einem noch so exakt durchgearbeiteten Arbeitsbeschaffungsprogramm noch immer sowohl nach der finanziellen wie nach der wirtschaftlichen Seite eine Fülle von Bedenken und Schwierigkeiten übrig bleiben. Noch bei jedem Projekt, ob Wohnungsbau, ob Kanalbau, ob Notstandsarbeiten im allgemeinen, wurde bis jetzt jedesmal sehr viel Wasser in den Wein geschüttet, und so wird es einstweilen bleiben. Machen wir uns keine Illusionen! Ohne die Ergänzung des Arbeitsbeschaffungsprogramms durch ein neues

Arbeitszeitprogramm

geht es nicht.

Bermehrung der Arbeit und Verkürzung der Arbeitszeit! Von zwei Seiten muß der Feind, die Arbeitslosigkeit, gepackt und überwunden werden. Wer etwas wirtschaftliches und sozialpolitisches Orientierungsvermögen besitzt, weiß, daß in den führenden europäischen Industriestaaten und ganz besonders in Deutschland für den Abbau der durch Abschüssen und Nationalisierung sich vergrößernden Reservearmee an Arbeitskräften eine Verkürzung der Arbeitszeit auf die Dauer nicht zu umgehen ist. Wir stehen in der Sozialpolitik vor einem neuen Abschnitt. Die Erhaltung der Arbeitskraft und die Sicherung der Persönlichkeit des Arbeiters müssen wieder bewußt betont werden. Rationalisierung und Technisierung der Wirtschaft dürfen nicht zu einer Aristokratifizierung der Wirtschaft führen. Neben der Auszubildenden der Elite muß das Ganze der Arbeitskraft im Auge behalten werden. Jeder hat ein Recht auf Arbeit und Leben. Keine Aristokratifizierung, sondern Demokratisierung der Wirtschaft!

Nie war die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens in Deutschland notwendiger als jetzt, wo sichtbar die wahren volkswirtschaftlichen Bedürfnisse der führenden europäischen Industriestaaten auf eine Verkürzung der Arbeitszeit hindrängen. Der erste Schritt zur Verkürzung, der Sieg des internationalen Achtstundentages, darf nicht in letzter Stunde wieder vereitelt werden. Die Regierungen, die die Londoner Vereinbarungen getroffen haben, müssen sie auch halten — und endlich durchführen!

nahmen speziell der Beamtenschaft gegenüber nicht ohne Widerstände durchgeführt werden, geht bereits daraus hervor, daß verschiedene Beamteneverbände durch ihre Delegierten bei der Regierung und speziell dem Handelsminister Bokanowski vorgesprochen haben, um die starke Beunruhigung innerhalb der Beamtenschaft zum Ausdruck zu bringen, die die in der Presse verbreiteten Regierungspläne zur Ursache haben. — Was die von Poincaré vorzunehmende Reform der direkten Steuern belangt, so darf man ihr nur mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen. Schon mehrmals haben die Vorgänger Poincarés eine derartige Reform angekündigt, ohne sie durchführen zu können. Das französische direkte Steuersystem ist ohne Zweifel veraltet, aber es gehört bedeutend mehr Zeit und ein bedeutend mehr durchgearbeitetes Programm dazu, eine derartige grundlegende Reform in der Verwaltung durchzuführen, als Poincaré es in der kurzen Zeit seiner Regierung zu schaffen in der Lage war.

Die Diskussion um Cuper-Malmedy

Brüssel, 17. August. (Radio.)

Die Frage der Rückerstattung Cuper-Malmedy beschäftigt die Öffentlichkeit lebhaft weiter. Von verschiedenen Seiten wird immer deutlicher darauf hingewiesen, daß Frankreich sich der Rückgabe widersetze. Der „Peuple“ erklärt diese Haltung Frankreichs, falls sie wirklich zuträfe, als unverständlich. Erhebliche Aufmerksamkeit findet ein langer Brüsseler Bericht des Pariser „Temps“, der scharf gegen die Rückgabe protestiert, von wiederholten langen Vorbereitungen und von deutlichen Forderungen spricht und behauptet, daß die belgische Regierung von einer Rückgabe nichts wissen wolle. Die Darstellung des „Temps“ ist jedoch unseres Wissens in wichtigen Punkten ganz falsch. Unrichtig ist auch die Behauptung des „Temps“, daß Justizminister Symans und Finanzminister Houtart grundsätzlich gegen die Rückgabe seien, von Banderwelle ganz zu schweigen. Richtig ist, daß in Belgien noch Widerstände zu überwinden wären, aber diese zeigen sich auf einer ganz anderen Seite als der „Temps“ annimmt. Jedenfalls entspricht der Tempsbericht durchaus nicht der hiesigen amtlichen Auffassung. Er dürfte eher der französischen Botschaft nahestehen.

Der idyllische Faschismus

(Von unserm römischen Korrespondenten)

Der Faschismus hat auch seine idyllische Seite: Da ist er halb als Cincinnatus aufgemacht, Pflugchar und Schwert, halb als „Schäferpaar, das unter Rosen weidet“. Da hat er den Kultus des schlichten Mannes der schwierigen Faust, der großen Familie und des Landlebens, altrömisch und biblisch zugleich. In dieser Aufmachung hat Mussolini am 10. August bei der Einweihung der Getreideausstellung gesagt:

„Ich bitte die echten Landarbeiter, vor mich zu treten. Ich will euch wenige Worte sagen, will mit euch sprechen, weil ich euch kenne und weil ich eure Mühe schätze und euch lieb habe. Ich habe einen großen Teil meines Lebens auf dem Lande verbracht. So kann ich euch sagen, daß ich euch besser kenne als irgendein anderer, eure Mühsal kenne, euren Glauben, eure Hoffnungen. Wenn ich euch sage, daß ich euch lieb habe, so sage ich es nicht, um Redensarten zu machen. Im vergangenen Jahre erging an euch mein Ruf der Schlacht des Kornes, und da war kein Dorf und keine Hütte, in der man ihm nicht Gehör geschenkt hätte... Die Ergebnisse sind zufriedenstellend... Ich bitte euch, kehrt zu euren Feldern zurück, mit demselben Glauben, mit demselben Arbeitswillen, wie in diesem Jahr. Dann bleibt nichts weiter als den höchsten Gott zu bitten, die Elemente der Natur wohlwollend zu machen, auf daß sie nicht eurer Mühe feindlich seien.“

Wie rührend und bieder! Liest man gleichzeitig in den Zeitungen, daß auf Veranlassung des ersten Ministers die Zahl der Familien mit mehr als 10 Kindern in Italien festgestellt wurde und es deren 20 000 gibt, so ist man ganz im Bilde: Italien als sittlicher Regenerationsherd Europas, wo der Ministerpräsident dem Landmann brüderlich die Hand reicht, dazu der liebe Gott, die Lehre, von der wir alle leben und eine reiche Kinderschar.

Aber, wie paßt das alles zur bürokratischen Einschränkung Italiens, die nachgerade so weit geht, daß der „Mann der schwierigen Faust“ sich vor lauter Verboten und lauter Stempelpapier kaum noch auf dem eigenen Felde zurechtfindet? Wie paßt das zum Arbeitsverbot der gewerkschaftlich organisierten Landleute von Molinella, denen man sogar das Lehrenlesen bei Strafe sofortiger Verhaftung verweigert, obwohl es sich um ein seit Generationen bestehendes Gewohnheitsrecht handelt? Wie paßt das zu dem Streikverbot, das gerade an dem Tage, bevor der Minister zu „seinem Landvolk herabsteigt“, von den Loren Roms zur Verhaftung streikender Landarbeiterinnen führte, die in zwölf Stunden Arbeit einen Tagelohn von 12 Lire erzielen, den Gegenwert von 4 Kilo Brot? Die Arbeiterinnen hatten einen Lohnzuschlag von 12 Centesimi pro Stunde gefordert, in den innerhalb Roms gelegenen Flecken Centocello und Torre Signatara. Sofort erschienen Lastautos voll Carabinieri und Polizei und sorgten dafür, daß die Leute ihre vom Premierminister so „geschätzte“ Mühe schleunigst wieder aufnehmen. Für den Rest wird das Gericht sorgen, nicht etwa gegen die Grundbesitzer, die das Arbeitsschutzgesetz durch zwölf Stunden Arbeit freizubekommen, sondern gegen die Arbeiterinnen, die so wenig auf dem Laufenden der modernen Gesetzgebung waren, daß sie nicht einmal von der Wiedereinführung der Arbeitspflicht, von der Rückkehr zur Hörigkeit wußten. Wie paßt der Kultus der hohen Kinderzahl zu der Steuerpolitik, die in Rom für jedes Kind 250 Lire Mißsteuer nachläßt, im Höchstfall aber nur 12,50 im Jahre, und die systematisch den Arbeitern das Recht auf freien Sanitätsdienst und freie Krankenhausverpflegung entzieht? Wie paßt das Lob auf große Familien zur Aufhebung des Mieterzuges, die die kinderreichen Arbeiter und Beamten auf die Straße setzt, und wie mag der jetzt so oft zugezogene liebe Gott über die Fälle Matteotti, Don Minzoni, Amendola denken, über die er doch, trotz der Pressezensur, leidlich informiert sein dürfte?

Grotesk ist es vollends, wenn der Faschismus seine ländliche Biederkeit in die Praxis umsetzen will, und das gerade gegenüber den Bankiers, mit denen er selbst hinter dem Ofen gesessen hat und gelegentlich noch sitzt. Da hat Farinacci die Mißfata des Direktors der „Banca Commerciale“, Filiale in Como, aufgedeckt. Der Mann hat dem Kommissar der Stadt Como ein Haus zum Verkauf angeboten, aber die Bedingung, Ende 1928 insgesamt 530 000 Lire zu bezahlen, abgelehnt und 560 000 Lire sofort beansprucht mit der Bemerkung, man wisse nicht, wie die Lire zu Ende 1928 stehen würde. Das ist natürlich Regierungsfaschismus- und Vaterlandsbeleidigung! Nicht umsonst fordert Farinacci periodisch die Verhaftung von Ludwig Loepf, dem Generaldirektor der Commerciale. Wie wäre es, wenn der ländlich-unschuldige Farinacci es einmal versuchte, einem Bauer sein Korn gegen... Barzahlung im Jahre 1928 abzukaufen? Bis jetzt lebt der verbrecherische Bankdirektor noch. Zropalli, der sich wegen betrügerischen Bankrotts einer Parmenser Bank zu verantworten hat,

Poincarés Sparprogramm

Paris, 17. August. (Eig. Draht.)

Poincaré ist am Dienstag mittag wieder nach Paris zurückgekehrt. Für Mittwoch und Donnerstag ist ein Kabinettsrat und für Freitag ein Ministerrat angesetzt, die sich alle mit der Teuerung und der Ausarbeitung eines Sparprogramms befassen sollen. Einzelheiten über die Regierungsabsichten werden nicht bekannt, da die Regierung letzte Woche bereits der Presse erklärte ließ, sie werde darüber bis zuletzt strengstes Stillschweigen beobachten, um angeblich die Spekulation zu verhindern. Es ist nicht ausgeschlossen, wie der „Intransigeant“ andeutet, daß die Sparmaßnahmen mit gewissen Einschränkungen der französischen Einkommen und der Verminderung der staatlichen Beamten an der Hand von dem Minister Marin ausgearbeiteten Programms beginnen werden. Der Teuerung gegenüber will Poincaré angeblich eine „Politik der Presse“ in Angriff nehmen. Wo sie ansetzen und wie sie ausfallen soll, ist ebenfalls nicht bekannt. Jedenfalls wird Poincaré gezwungen sein, schnell zu handeln. Er scheint sich davon auch Rechenschaft abzulegen, denn die fließenden Preise haben in der letzten Zeit eine starke Nervosität ausgelöst.

*

Paris, 18. August. (Radio.)

Dem Kabinettsrat, der heute früh stattfinden wird, sieht die Presse mit Interesse entgegen, da man annimmt, daß in diesem die ersten großzügigen Sparmaßnahmen festgelegt werden sollen, die Poincaré zu ergreifen gedenkt. Etwas sicheres über die Regierungsabsichten erfährt man auch aus der heutigen Morgenpresse nicht. Sie ist auf das übliche Rätselspiel angewiesen, wie bereits bei dem Finanzprogramm vor einigen Wochen. Das Sparprogramm, daß der Minister Marin seinerzeit ausgearbeitet hat, soll durchgreifende Veränderungen in den direkten Steuern und vor allem eine starke Verminderung der Beamtenschaft im Auge haben. Welche Kategorien von Beamten davon betroffen werden sollen, steht aber ebenfalls nicht fest. Man erzählt nur, daß durch die von Marin beabsichtigten Maßnahmen und 1 Milliarde Franken Ersparnisse erzielt werden können. Daß diese Sparmaß-

Russische Eindrücke

Von E. J. Gumbel

9. Sozialpolitik und Recht

Als der Kriegskommunismus und mit ihm die Fiktion, daß die kommunistische Gesellschaft allen arbeitenden Mitgliedern den gesamten Lebensunterhalt sichern würde, zusammenbrach, entstanden neue Probleme. Die Waren wurden nicht mehr verteilt, sondern verkauft. Das Geld gewann wieder seine alte Rolle als Wertmesser, Spar- und Kaufsmittel. Der verhäufte Gegenstand arm und reich trat wieder hervor. Die Löhne wurden an Stelle in Naturalien wieder in Geld bezahlt und nach der Leistung abgestuft. Obwohl der Unternehmer in den meisten Fällen der Staat blieb, entstand die Gefahr der Ausbeutung. Ihrer Bekämpfung diente die Festlegung der Rechte der Arbeiterschaft innerhalb der Betriebe und die Sozialpolitik. Als Prinzip gilt nicht der individuelle, sondern der kollektive Arbeitsvertrag. In jedem größeren Betriebe muß ein Betriebsrat existieren. Er figuriert gleichzeitig als Lokalorganisation der Gewerkschaft. Die Macht der Betriebsräte ist groß, wenn auch innerhalb der Betriebe verschieden. Konflikte zwischen Arbeiterschaft und Direktion werden durch besondere Schiedsgerichte geregelt. Ein Streikrecht existiert nicht, da sich der Streik gegen das Gemeinwesen, das sozialistisch sei, richten würde.

Besondere Kontrollorgane sollen die Arbeiterschaft gegen unhygienische oder zu harte Arbeitsbedingungen schützen. Jeder Arbeiter hat das Recht auf 14 Tage bezahlten Urlaub im Jahr. Schwangere erhalten einen Monat vor und einen Monat nach der Entbindung Urlaub. Die Arbeitszeit ist streng auf 8 Stunden festgelegt, für Schwerarbeiter auf 6. Dies bedeutet in einem Land mit so geringer Arbeitsintensität viel mehr als in Europa und brachte die ernsthafteste Gefahr eines Rückganges der Produktivität mit sich. Allerdings ist der Achtstundentag zum Teil durch die geringen Löhne wieder wettgemacht. Sie führen dazu, daß vor allem die Intellektuellen regelmäßig gleichzeitig in mehreren Stellen tätig sein müssen.

Die Sozialversicherung ist etwa nach deutschem System eingerichtet. Also Krankenkassen und in beschränktem Maß Alters- und Invaliditätsversicherung. Die Beiträge werden nicht vom Lohn abgezogen, sondern gehen zu Lasten des Betriebes. Die wesentlichste Leistung ist die freie Behandlung. Zu den Krankenkassen gehören ausgedehnte Sanatorien, meistens frühere Schlösser des Adels, der Großfürsten oder des Zaren. Sie sind von der Sowjetregierung, selbstverständlich ohne Entschädigung, übernommen worden und sind glänzend eingerichtet. Allerdings ist ihre Zahl viel zu gering. Freie Arztwahl existiert nicht, vielmehr gehört zu einem bestimmten Betriebe, der in einer bestimmten Krankenkasse organisiert ist, auch ein bestimmter Arzt. Meistens ist die Zahl der zu einem Arzt gehörigen Versicherten zu groß, daher ist es häufig schwierig, den zuständigen Arzt zu erreichen. Dieser Ärztemangel ist in der geringen Bezahlung der Ärzte begründet. Neben den angestellten Ärzten gibt es freie Ärzte, die genau wie europäische Ärzte arbeiten. Endlich existiert eine dritte Art der ärztlichen Versorgung, die sogenannten Dispensars, Kliniken, die ohne Prüfung der Person jeden Kranken, der zu ihnen kommt, unentgeltlich behandeln. So existieren in Moskau drei Dispensars für Geschlechtskrankheiten, in denen täglich etwa 1000 Personen untersucht werden. Für das Zutraten der Bevölkerung zu diesen Dispensars spricht die Tatsache, daß der Prozentsatz derer, die sich untersuchen lassen, ohne krank zu sein, wächst. Die Zahl der von diesen Dispensars behandelten nimmt ständig zu. Dies bedeutet nicht, daß die Zahl der Neinfektionen zunimmt, sondern daß in immer stärkerem Maß die alte fränke Bevölkerung erkrankt wird. Häufig kommen Bauern in wochenlangen Reisen nach der Stadt, um sich behandeln zu lassen. Um die entfernter wohnende Bevölkerung zu erfassen, werden Kommissionen gebildet, die das Land bereisen. Das Problem des Kurpfuschers existiert nicht.

Alle diese Einrichtungen, die unter einem besonderen Gesundheitsministerium stehen, sind ideal gedacht, und wenn sie einmal wirken werden, wird Rußland an der Spitze der hygienischen Staaten marschieren. Aber ihre heutige Wirksamkeit ist, verglichen mit den entsetzlichen hygienischen Zuständen, die der Zarismus hinterlassen, noch gering.

Zustiz

Die Klassenmäßige Struktur des Staates zeigt sich am deutlichsten innerhalb der Justiz. Während des Kriegs-

kommunismus war der Sinn der ad hoc konstituierten Gerichte die Verteidigung der proletarischen Revolution; einziger Maßstab das revolutionäre Gewissen. Urteile von unerhörter Grausamkeit und Verachtung jedes juristischen Verfahrens mußten diese Periode auszeichnen.

Mit dem Ende des Kriegskommunismus wurde die Herrschaft des revolutionären Gerichts beseitigt. In ziemlich kurzer Zeit sind neue Gesetze, bürgerliches Recht, Strafrecht, Arbeitsrecht, Agrarrecht, Patentrecht, Zivil- und Strafprozedurordnung und eine Wechselordnung geschaffen worden. Selbstverständlich spielt dabei das Arbeitsrecht die größte Rolle. Die Fiktion einer über den Klassen stehenden Gerichtsbarkeit besteht nicht. Die russische Justiz will eine Klassenjustiz sein, sie soll den bestehenden Staat verteidigen, den sozialistischen errichten helfen, die Armen gegen die Reichen schützen. Allerdings sollen im Strafverfahren revolutionäre Verdienste nicht mehr, wie früher, entscheidende Milderungsgründe sein. Besonders scharf wird gegen die alte Sünde, die Befehls- und Vorgesetzten. Neben den Freiheitsstrafen existiert die Todesstrafe und sie wird häufig angewandt.

Die unteren Gerichte sind nach politischen Gesichtspunkten zusammengesetzt. Der Vorsitzende wird vom Exekutiv-Komitee des Gouvernementsrats gewählt, die wechselnden Richter von den Betriebsräten. Bei den höheren Instanzen wird juristische Bildung verlangt. Die zwei größten Mängel der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, die Langsamkeit und die hohen Kosten der Prozesse, finden sich in Ruß-

land sogar in verschärfter Form. Dazu kommt mangelnde Rechtsicherheit. Neben den eigentlichen Gerichten steht nämlich eine Behörde, deren Umfang und Rechte nicht scharf abgegrenzt scheinen, die „Staatliche politische Verwaltung (G. P. U.)“ genannte Geheimpolizei, die Nachfolgerin der berühmten Tscheka. Sie hat das Recht auf administrative Verschickung. Zwar soll sie ziemlich gerecht arbeiten, aber häufig sind von ihr Verhaftete monatelang ohne Verhör. Doch liegt dies nicht an einem besonders bösen Willen dieser Behörde, sondern an der allgemeinen Langsamkeit, mit der die Bureaufträge in Rußland arbeiten. Und die G. P. U. arbeitet noch langsamer als andere Behörden.

Ich hatte Gelegenheit, ein Gefängnis in Moskau zu besichtigen. Die Schlafsäle zerfielen in drei Klassen. Vergleichlich mit der Moskauer Wohnungsnot war das Gefängnis nicht überfüllt. Die Gefangenen arbeiteten nach freier Wahl 8 Stunden in einer chemischen Fabrik, einer Schlosserei, einer Müllerei und der unvermeidlichen Kartonnagefabrik. Sie empfingen eine, wenn auch geringe, Entschädigung, von der ihnen die Hälfte sofort, die andere Hälfte bei Entlassung ausgezahlt wurde. Zwei Arbeitstage wurden als drei Hafttage angerechnet. Rauchen, Sprechen, sowie der Bezug von Zeitungen war überall im Gefängnis erlaubt. Jeder Monat hatten die Gefangenen einen vollkommen freien Tag, an dem sie ohne Begleitung in die Stadt gehen durften; es wurde mir versichert, daß sie alle regelmäßig und pünktlich zurückkehrten. Einen tiefen Eindruck machte mir, daß keiner der Gefangenen erkrankte, unschuldig zu sein, obwohl ich mit ihnen ohne Aufseher sprach. Zweimal monatlich fanden Theateraufführungen, allwöchentlich Kinovorstellungen statt, daneben häufige Radiokonzerte.

Ich kann nicht beurteilen, inwieweit diese Einrichtungen typisch für alle Gefängnisse sind. Für entscheidend halte ich auch nicht die Zustände in diesen Gefängnissen, sondern die in den politischen Strafanstalten.

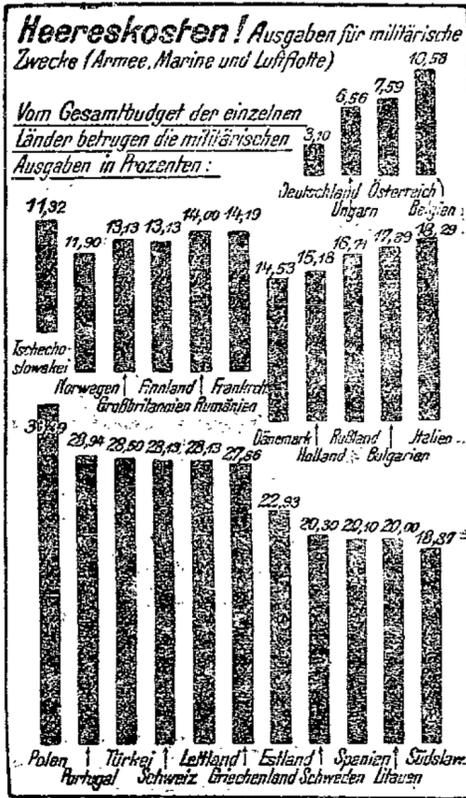
Ehegesetzgebung

Die Ehe ist prinzipiell Privatsache. Natürlich existiert eine offizielle Eheschließung durch die Registrierung beim Standesamt. Diese Zivilische hat erst die Sowjetregierung eingeführt. Die Eheschließung geht außerordentlich schnell vor sich und kostet einen Rubel. Das Heiraten ist vielleicht das einfachste in diesem Land. Genau so leicht wie die Heirat ist die Ehescheidung, insbesondere ist Ehescheidung auf Grund gegenseitiger Abneigung ohne weiteres möglich. Auch Ehescheidung auf einseitigen Antrag ist zulässig, jedoch entbindet sie nicht von den finanziellen Verpflichtungen. Allerdings ist dieser Paragraph infolge der Kostspieligkeit eines Prozesses ziemlich fiktiv.

Das zaristische Rußland kannte nur die kirchliche Ehe. Sie ist heute, wie bei uns, zulässig, gibt aber keine Rechte. Um den früher kirchlich Getrauten entgegenzukommen, hat man eine eigentümliche Einrichtung, nämlich die faktische Ehe. Danach wird jedes Zusammenleben, das über eine bestimmte Frist hinaus besteht, praktisch als Ehe gewertet; der schwächere Teil hat insbesondere alle Ansprüche auf Unterhalt gegenüber dem wirtschaftlich stärkeren Teil, wie bei einer registrierten Ehe. Diese faktische Ehe deckt nicht nur die kirchlich Getrauten, sondern auch die sogenannten wilden, d. h. nicht registrierte Ehe. Ein „Verhältnis“ gibt es also nicht. Die Kinder einer faktischen Ehe sind den legitimen gleichgestellt. Allerdings wird diese gute Absicht des Gesetzgebers durch die Schwierigkeit der Alimentationsklage wieder einigermaßen vereitelt. Man plant übrigens Einschränkungen dieses Begriffs der faktischen Ehe.

Die Abtreibung ist unter gewissen Bedingungen erlaubt. Man argumentiert, so lange der heutige Staat in seiner absoluten Notlage nicht in der Lage sei, jedem Neugeborenen ein wirklich lebenswertes Leben zu garantieren, werde es Abtreibungen trotz eines Verbotes geben. Die illegitime Abtreibung gefährde aber das Leben der Frau. Daher ist die Abtreibung zulässig, wenn sie von einer zuständigen Kommission genehmigt und in einem öffentlichen Krankenhaus durchgeführt wird. In der Praxis ist man von der zweiten Bestimmung bereits abgekommen und gibt jedem approbierten Arzt diese Erlaubnis. Die Geburtenziffer ist hiervon kaum beeinflusst worden, wohl aber ist so das Leben vieler Frauen gerettet worden.

Trotz dieser Freiheit der geschlechtlichen Beziehungen darf man sich das russische Leben keineswegs als frivol vorstellen. Am Gegenteil: eine nicht arbeitende Frauensicht, für welche das Sexuelle wesentlicher Lebensinhalt ist, existiert nicht. Der Kampf ums Leben ist viel zu hart und alle Frauen müssen arbeiten. Deswegen trägt das ganze Leben in Rußland eher einen puritanischen Charakter.



Zur Abrüstungskonferenz in Genf

bringt unsere heutige Statistik eine zeitgemäße Zusammenstellung der Heereskosten der wichtigsten Staaten. Ungeheure Summen frisst der Moloch Militarismus und gerade die Staaten, die vor schwierigen und großen Kulturaufgaben stehen, opfern ihm am meisten. In unserer graphischen Darstellung haben wir die Heeresausgaben von 26 Ländern, gemessen an ihrem Gesamtbudget, wiedergegeben. An der Spitze steht Polen, das etwas mehr als ein Drittel aller Staatsausgaben für Armee, Marine und Luftflotte aufwendet, an unterster Stelle die im Weltkriege unterlegenen Mittelmächte Österreich, Ungarn, Deutschland. Verherberchten die Abrüstungsverhandlungen zu einer Verringerung der Heeresausgaben nicht beitragen, und obwohl gerade hier Riesensummen zur Bekämpfung von Arbeitslosigkeit und Massenelend freigemacht werden könnten, wird eifrig weitergerüstet.

Tartarin aus Tarascon

Von Alphonse Daudet (Deutsch von Adolf Gerstmann)
Copyright by Philipp Reclam jun., Leipzig
(Nachdruck verboten)

I. Der Wundergarten

In Tarascon

Erste Abteilung

Der erste Besuch, den ich Herrn Tartarin in Tarascon abkattete, war für mich ein Ereignis, das ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Es sind seitdem zwölf bis fünfzehn Jahre vergangen, aber ich erinnere mich aller Einzelheiten noch so genau, als hätten sie sich gestern zugetragen. Der unerhörte Tartarin wohnte damals ziemlich am äußersten Ende der Stadt, und zwar im dritten Hause linker Hand an der Straße, die nach Tolignon führt — es war eine hübsche, kleine, tarasconische Villa mit einem Vorgarten, einem Balkon auf der Rückseite, mit sehr weißen Mauern und grünen Fensterläden; auf der Treppentreppe vor dem Eingange lagerte gewöhnlich eine ganze Bande kleiner Savoyarden, die ihre Zeit mit Marmeladenspielen toschlachten oder auch, wenn die Sonne gar zu heiß schien, die Köpfe auf ihre Rippen mit Stiefelwische schnten und sanft und seltsam schummer-ten. Von außen hatte das Haus also gar nichts so Besonderliches und Außergewöhnliches, und nach diesem äußeren Eindrucke würde man auch niemals auf die Vermutung kommen, daß da drinnen ein Held wohnen könne.

Wenn man das Haus aber betrat — Himmel die Welt! was gab's da zu sehen!

Vom Keller bis zum Boden hatte das ganze Gebäude etwas Großes, Mächtiges, Heroisches — sogar der Garten war davon ausgehaugt.

Da war nicht ein inländischer Baum, was einen einheimische Pflanze — da gab's nur exotische Gewächse, Gummibäume, Flaschenfurchen, Baumwollpflanzen, Kokospalmen, Magnolien, Bananen, Fächerpalmen, einen Baobab, Kaktus, einen Feigenbaum — man hätte meinen mögen, man befände sich mitten in Afrika, was von Tarascon bekanntlich so ungefähr zehntausend Meilen entfernt ist. Alle diese Bäume und Sträucher waren selbstredend hier nicht in der Größe ihrer Heimat zu sehen — so waren die Kokospalmen z. B. nicht größer, als es gemeinlich die roten Rüben zu sein pflegen, und der Baobab, der doch schon zu den Riesendäumen zählt, hatte hier die Höhe, die sonst die Rebeba erreicht, aber das ist doch schließlich gleichgültig und auch völlig nebensächlich. Für Tarascon war es ja, wie es nun einmal war, jedenfalls sehr hübsch, und die Leute aus der Stadt, die sich an Sonn- und Feiertagen das Vergnügen machten, Tartarins Baobab zu betrachten, waren stets des höchsten Lobes voll und kehrten befriedigt und bewundernd nach ihren Wohnungen heim.

Man kann sich nun einigermaßen vorstellen, welche tiefes Gefühl der Bewunderung und des Staunens mich auch erfüllte, als es mir zum ersten Male vergönnt war, diesen Wundergarten zu durchwandern, und dieses Gefühl wurde noch gesteigert, als ich das Kabinett des Helden betrat.

Dieses Kabinett, eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt, lag nach dem Garten hinaus; durch eine Glastür genoh man den Anblick des Baobab.

Man denke sich einen ziemlich großen Raum, dessen Wände von oben bis unten mit Flinten und Säbeln bedeckt sind. Da sah man Waffen aller Zeiten und Länder, Karabiner, Rifles, Tromben, Löffliche Messer, Bowiemesser, Revolver, Dolche, malaisische Krise, karibische Bogen, Speere, Löffschläger, Keulen, megalithische Laßos und viele andere ähnliche Dinge. Von oben fiel ein heller Lichtschein auf all die Waffen, so daß die Degen-Blitzen und Gewandstücke glitzten und blitzten und die Sonne

ordentlich gefährlich aus sah; was einen trotz alledem beruhigte, war die Ordnung, die offenbar in diesem Privatwaffenhaus herrschte. Alles war geordnet, sorgsam gepußt und etikettiert — gerade wie man es mit den Flaschen in der Apotheke macht. Sie und da hing an einem Gegenstande auch ein kleiner Zettel, auf dem zu lesen war: Vergiftete Pfeile! Nicht anschauen!

Oder auch: Geladene Waffen! Die Hände weg!

Wären derartige Warnungstafeln nicht gewesen, man hätte sich nie und nimmer in diesen Raum gewagt.

Mitten im Kabinett stand ein kleiner Tisch. Auf ihm lagen eine Rumflasche, eine türkische Tabakspitze, die „Neffen des Kapitän Cool“; die Cooperschen Romane; die Aymardischen Reisebeschreibungen; dann viele Jagdbeschreibungen: Falkenjagden, Bärenjagden, Elephantenjagden usw. Vor dem Tische endlich sah ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren: er war klein, dick, unterseht, sein Gesicht strahlte von Gesundheit, sein Bart war kurz, aber stark, seine Augen glühten und blitzten. Er sah in Hemdsärmeln da und trug wollene Unterleider; in der einen Hand hielt er ein Buch, mit der andern schwang er eine ungeheuer große Pfeife mit eisernem Deckel; er las irgendeine höchst wunderbare Jagdgeschichte, schob die Unterlippe vor und gab seinem Munde dadurch ein schreckliches Aussehen — so machte denn auch die unscheinbare Figur des kleinen tarasconischen Rentiers den Eindruck, als wolle er, der so überaus harmlos und gutmütig war, andern Leuten kampflustig und gefährlich erscheinen. Diese naive Wichtigkeitserei herrschte ja offenbar in dem ganzen Hause.

Der Mann war Tartarin! Tartarin von Tarascon — der unerhörte, der große, der unvergleichliche Tartarin von Tarascon!

(Schluß folgt)

Kabat (oder Casablanca oder Oran oder Datar). In jedem Falle empfiehlt sich auch die Verwendung eines gelben Klebezettels: „Mit Luftpost“ (Par avion).

Freilichtbühne. Der allgemeine Volkstanz, bei dem jeder Mann umfloss mitmachen kann, hat sehr großen Anklang gefunden bei allen Kreisen der Bevölkerung. Er wird weiter jeden Donnerstag auf der Freilichtbühne veranstaltet, so lange die Witterung es erlaubt. Bei Regen findet er in der Hauptturnhalle statt. Sonntags nachmittags kommt Perrey aus Kiel wieder zur Wonne aller Kinder und spielt Kaiser! Das letzte Mal waren nur noch wenige Plätze frei in dem großen Rund. Und diesmal?

Das Feuer in Niendorf und Arfabe

Zwei Gebäude mit über 300 Zentner Heu und Getreide vernichtet

Wie bereits kurz gemeldet, brach am Dienstag früh gegen 9 Uhr auf dem Staatsgut Niendorf im Viehhäus ein Feuer aus, das dieses in kurzer Zeit völlig einäscherte. Man glaubt, daß das Feuer durch Selbstentzündung des Heus und Klees, von dem etwa 200 Fuder untergebracht waren, entstanden ist. Das Gebäude war mit weicher Bedachung versehen. Es lag zwischen zwei neuen Scheunen und Pferde stall, die früher (1908 und 1924) einmal abgebrannt waren. Landwirtschaftliche Geräte sind ebenfalls mitverbrannt, doch konnten die im Stalle befindlichen Kühe gerettet werden. Am Giebel befanden sich bis vor kurzem drei wertvolle Steinbildwerke aus dem 16. Jahrhundert. Sie wurden anlässlich der 700-Jahr-Feier nach Lübeck überführt und sind so vor der Vernichtung gewahrt geblieben. Die Feuerwehren von Reede, Moorgarten, Niendorf, Moisling und Genin waren alsbald zur Stelle, und auch eine Stadtmotorspritze und später die Ueberlandmotorspritze von Lübeck griff schnell ein. Das verheerende Feuer in dem 50 Meter langen Gebäude hatte aber solch große Gewalt, daß nichts mehr zu retten war.

Fast zur selben Zeit brach in dem eine halbe Stunde von Stodsdorf entfernten Arfabe ein Großfeuer aus. Auch hier brannte eine umfangreiche, mit Getreide und Heu gefüllte Scheune mit Viehhäus, dem Hofbesitzer Kamerich gehörend. Während man in Niendorf Wasser genug zum Löschen hatte, mangelte es hier daran sehr stark. Der hinter dem Hofe befindliche Teich ist völlig verschlamm. Die Feuerwehren von Arfabe und der umliegenden Dörfer Obernwohde, Dissa, Krumbek, Eckhorst und Stodsdorf arbeiteten mit aller Kraft; ebenso griff die Motorspritze aus Lübeck und später die in Niendorf beschäftigte gewesene Ueberlandmotorspritze ein. Infolge Verstopfung der Schlauchleitungen durch Schlamm und Kraut konnte die Spritze aber nichts mehr retten. Hier sind dem Feuer etwa 100 Fuder Heu und 20 Fuder Gerste zum Opfer gefallen. Die Rettung einer neuen Dreschmaschine war vergeblich. Als man sie durch Pferde herausziehen wollte, stießen die Hinteräder gegen vorliegende Torpfilerreden und mußte im Stich gelassen werden. Wie in Niendorf glaubt man auch hier, daß das Feuer durch Selbstentzündung des Klees oder Heus entstanden ist. Brandgeruch soll schon am Tage zuvor bemerkt worden sein. Die Nachforschungen nach dem Entzündungsherd blieben aber erfolglos.

Der Arbeitsmarkt in Mecklenburg-Lübeck

Die Entlassung des Arbeitsmarktes dürfte nur eine vorübergehende Erscheinung sein. Vom Rückgange der Arbeitslosenziffer wurden alle Arbeitsnachweise betroffen. Es wurden gemeldet:

- Mecklenburg-Schwerin 4628 (5422) Arbeitsuchende, davon 4002 (4861) Hauptunterstützungsempfänger,
Mecklenburg-Strelitz 542 (814) Arbeitsuchende, davon 387 (425) Hauptunterstützungsempfänger,
Lübeck 4660 (4737) Arbeitsuchende, davon 3103 (3153) Hauptunterstützungsempfänger.

Wie in der Vorwoche war die Vermittlungstätigkeit in der Landwirtschaft wieder äußerst lebhaft. Die Anforderungen konnten fast reines befriedigt werden. Besonders gesucht waren Mäher und Erntehelfer. Junge Arbeiter und Melkmädchen fehlten vielfach.

Im Metallgewerbe war die Lage fast unverändert. Bei einer Waggonfabrik wurden einige gelernte und angeleitete Arbeiter entlassen. Die Norddeutschen Union-Werke in Wismar werden voraussichtlich ihren Betrieb wieder eröffnen. In Betracht würden 20 bis 25 Mann kommen.

Der Beschäftigungsgrad im Bau- und Holzgewerbe hielt sich, abgesehen von kleineren örtlichen Schwankungen, auf gleicher Höhe wie in der Vorwoche.

Die Stellung für die ungelerten Arbeiter nahm weiter zu durch Entlassen in der Landwirtschaft. 85 Prozent der Unterhaltungsbeschäftigten wurden bei Reparationsarbeiten beschäftigt.

Die Zahl der Aerzte in Deutschland

Ein Bericht des Sanitätsrates Dr. Pringsing in der 'Deutschen Akademischen Wochenschrift' mitteilt, daß 1913, d. h. es kommen 7,10 Aerzte auf 1000 Einwohner, in Groß-Berlin kommen aber fast 14 Aerzte auf 1000 Einwohner, während in den Stadtstaaten Hamburg, Bremen und Lübeck fast 11 Aerzte auf die gleiche Anzahl kommen. Auch die Provinz Hessen-Nassau hat weit über den Durchschnitt der anderen Provinzen 11 Aerzte und der Staaten Aerzte, während die Provinzen Rheinland und Westfalen trotz ihrer hohen Bevölkerungszahlen weit unter dem Durchschnitt liegen. Der Grund für diese auffallende Erscheinung ist, daß in den beiden Provinzen durch das System der selbstbetrieblenen Knappschaftsarzte der Zugang junger Aerzte fast gänzlich ist, da diese keine Möglichkeit haben, zu den Klassen zugelassen zu werden. Die Zahl der Ärzte und Zahnärzte wuchs ungefähr 2000 seitens. Eine ein Drittel aller Aerzte hat sich einem Spezialfach zugewandt, die Zahl der Fachärzte für Haus- und Gemeindefürsorge hat an erster Stelle, dann folgen die der Frauenärzte und der Chirurgen. Die Zahl der weiblichen Aerzte hat sich bedauernd erhöht. Während sie 1913 nur 195 betrug, so hat sie jetzt auf 1827 angewachsen. In Groß-Berlin praktizieren 313 Zahnärzte, in Sachsen mit über 14 Millionen Einwohner 266, in Gemeinden unter 5000 Einwohner 124, doch sind diese meistens mit Aerzten verflochten.

Abzug der Störche

Einer der ersten Zugvögel im Norden ist der Storch. Gewöhnlich kommt er Mitte April zu uns. Er ist aber auch der erste, der unsere Heimat wieder verläßt. Jedes Jahr wird die Zahl der Störche weniger. Im letzten Jahre waren es in der letzten Hälfte noch 70-80, die hier überwinteren, heute nur noch 22. Man nimmt meistens an, daß das Verschwinden der Störche, die gute Winterernte für die Störche seien, und

Eine schwere Blatfat

spielte sich am Dienstag in Berlin am Bayrischen Platz ab. In der Landshuter Straße erschoss der Sohn der Frau Sonja Stern, eine in den Fachkreisen hochgeschätzte Modedesignerin, den Berater seiner Mutter, Frau Stern ist die Witwe eines Arztes und widmet sich ausschließlich der Ausführung ihrer modedesignerischen Ideen. Zur Führung der eigentlichen geschäftlichen Angelegenheiten steht ihr seit Jahren ein tüchtiger Kaufmann, Herr Barmwater, zur Seite. Dieser ist verheiratet, Vater von zwei Kindern und besitzt eine eigene Wohnung. Das Verhältnis zwischen Herrn Barmwater und Frau Stern war rein geschäftlicher Natur. Frau Stern besitzt drei Söhne. Der jüngste, der 22jährige Kurt Stern, ist Chemiestudent. Zwischen diesem und Herrn Barmwater gab es in der letzten Zeit öfter Zwistigkeiten, da der junge Mann etwas leichtfertig ist. Frau Stern weilt augenblicklich zum Einkauf in Paris. Sie hatte vor ihrer Abreise Barmwater gebeten, den jungen Kurt nicht in die Wohnung zu lassen. Da diesem der Zutritt verwehrt wurde, holte er einen Schupoamten. Dieser mißachte sich jedoch in die Familienangelegenheiten nicht ein. Danach erzwang sich Kurt Stern trotzdem den Zutritt. Es gab einen Wortwechsel, wobei Stern einen Revolver zog und Barmwater mit 4 Schüssen niederschoss. Stern wurde verhaftet.

Grubenunglücke

Auf dem Westfelde 2 der Richter-Schächte bei Laurahütte ging vorgestern abend in Folge Gebirgsschlaques ein Pfeiler zu Bruch. Die an dem Pfeiler beschäftigten acht Mann wurden eingeschlossen. Die Rettungsarbeiten setzten unter dem Steiger Leopold sofort ein. Ein Loter, zwei Schwerk- und mehrere Leichtverletzte konnten geborgen werden. Auch der Steiger Leopold erlitt schwere Verletzungen.

Ein schweres Grubenunglück ereignete sich in Schemnitz in der Tschokolowaki. In der dortigen Kohlengrube stürzte infolge Eindringens von Grubenwasser eine Grubenwand in einer Breite von etwa 30 Metern ein. Dabei fanden fünf Bergarbeiter den Tod.

Ein großer Grubenbrand brach in der siebenten Sohle der Braupanminen (Südafrika) aus. Zwei Eingeborene wurden getötet, 22 Europäer und 219 Eingeborene erlitten Gasvergiftungen und wurden ins Krankenhaus eingeliefert.

Der „Klempnerladen“ leaktimiert

Der Hauptmann von Köpenick in Jütoll

In Benrath bei Düsseldorf gab es am 8. d. M. einen „Gardeetag“, ein militärisches Spektakelstück der bekannten Art, wie es zur Pflege des soldatischen „Geistes“ immer wieder an den verschiedensten Orten der Republik von ihren Feinden aufgezogen wird. Stramm und schneidig stellte sich am Morgen des Festtages dem höchsten militärischen Würdenträger des Ganzen ein Herr vor, den ein respektabler Volkstier und dessen Kräfte mit einem satirischen „Klempnerladen“ behängt war, zwei Dingen, die bekanntlich in gewissen Kreisen unbegrenztes Vertrauen wecken. Er meldet sich zur Stelle als „Vorsteher der Düsseldorf-Bereimigung ehemaliger Angehöriger des 4. Garde-Regiments zu Fuß“. Als solcher nahm er am Ehrenfest Platz, kritisierte an der Seite des Obersten die Aufstellung der Gardeverbände ab und ließ die Parade an sich vorbeifließen. Allgemein wurde der Mann für einen Seeoffizier in Zivil oder Divisionspfarrer a. D. gehalten.

Bis in später Nachtstunden, beim patriotisch-alkoholischen Rummel im Festzelt, erwidert wurde, daß der Mann mit dem Holzen „Klempnerladen“ gar kein Gardeoffizier, sondern ein simpler Portier Lindstedt aus Holtkanten war, der seine Köpenickfäde nur auf Grund einer Weite durchgeföhrt hatte. Man warf ihn schände hinaus. Und er hatte doch so prächtig dekorativ gewirkt, als er auf dem Ehrenfest thronete und neben dem Obersten Reinhard die Front abstritt!...

Ehrenschreiben an einen Hund

Die Wiener Arbeiter-Zeitung schreibt: Mussolinis Bemühungen, im italienischen Italien das Rom der Cäsaren wiederanzulernen zu lassen, bleiben nicht ohne Erfolg. Es ist freilich nicht das Rom Julius Cäsars, sondern das der verrückten Cäsaren, das im Zeichen des Fasces aufersteht. Bekanntlich hat Annona auf seine Nordpolexpedition einen italienischen Fliegeroffizier namens Robite mitgenommen. Robite wiederum nahm ein Hundchen mit, das ihm als „Talisman“ dienen sollte. Dieses Hundchen hat jetzt, wie der italienische „Impero“ ernsthaft berichtet, der römische Vierkämpfer durch eine goldene Medaille und ein Ehrenschreiben ausgezeichnet. Ob das Hundchen das Ehrenschreiben gelesen oder bloß ein Faxel aufgehoben hat, wird nicht gemeldet. Mussolini wird nun nicht zurückbleiben wollen und das Hundchen vermallich zum Senator ernennen. Hat er doch schon weit höhergehende Senatoren ernannt, die sich noch viel widerstandsloser einen Maulkorb umhängen lassen als das Hundchen Robites. Die Ernennung wäre hingegen nicht ohne Beispiel in der Geschichte. So ernannte Caligula ein Pferd zum Konsul und eine österreichische Universität den Wilschamischer Friedrich Hasburg zum Ehrendoktor.

Revision im Fall Fleßa

In letzter Stunde legten gegen das vom Frankfurter Schwurgericht gegen die Kranzschweizer

den Schlinge, sie zu verzweiben. Wahrscheinlicher jedoch dürfte die Ursache für das Verbrechen der Störche darin zu suchen sein, daß durch die Dehnungsänderung große Sumpflächen ausgetrocknet werden, was den Bestand an Fröschen, dem hauptsächlichsten Nahrungsmittel des Storches, sehr verringert. Die Störche sehen sich daher gezwungen, sich an günstigere und ergiebigere Jagdgründe auszugeben, die sie wahrscheinlich in den polnischen und russischen Sümpfen finden. In manchen Gegenden, so wird dem Hamb. Fremdenbl. gemeldet, hat man es schon mit der Ueberwinterung der Störche versucht und junge Störche aus den Nestern genommen und gefressen. Es sollen damit auch Erfolge erzielt worden sein, die jedoch, wie bereits vermeldet, infolge nicht von Dauer sein sollte, da sich die wiederkehrenden Schwärme leicht feindlich gegen den Menschen, der unter dem Schutze der Menschen der uralten Kriegerzeit unter geworden ist. Die geschätzten Störche werden als letzte Volksgenossen von der erbitterten Menge von Schwärmen traktiert und meist so über jagert, daß sie eingehen. Der bekannte deutsch-russische Ornithologe Falzger, der vor kurzem in Berlin gestorben ist, hat auf seiner Vogelreise in Ostasien neue Störchearten gemacht. Die Störche gehören alle ein sehr interessantes Geschlecht zu sein und können nicht nur, wie die Störche, vor längerer Zeit mit Hasen (Gänzen).

Wilhelmine Fleßa ergangene Urteil der Verteidiger Professor Dr. Singheimer, die Verteidigerin Dr. Anna Schulz und der Oberstaatsanwalt Revision ein. Während der Verteidiger die Revision gegen das erste Urteil auf die Verletzung des formalen Rechts führt, wird nunmehr von allen Seiten die Revision mit einer Verletzung des materiellen Rechts begründet.

Sumpffiebererkrankungen bei Regensburg. Wie die 'Münchener Augsburger Abendzeitung' aus Regensburg meldet, ist durch das langanhaltende Hochwasser der Donau, das die Wiesen und Felder in Moräste und Sümpfe verwandelt, auch im oberpfälzischen Donaugebiet von Regensburg abwärts eine neue Krankheit, das sogenannte Sumpffieber, entstanden. Die Krankheit tritt dort epidemieartig auf und greift in starker Weise um sich. In Regensburg selbst sind nur wenige Krankheitsfälle bekannt geworden, dagegen herrscht das Sumpffieber in den Landgebieten der Donau sehr stark, daß nicht selten bis zu 50 Prozent der Bevölkerung der verschiedenen Gemeinden davon befallen sind. Teilweise hat die Epidemie sehr gefährliche Formen angenommen.

Ein Hauptkriter der Klassenlotterie wurde von bayrischen Arbeitern und Handwerkern gewonnen. Während München sich bisher über recht viel Nieten aus der preussischen Klassenlotterie zu beklagen hatte, gab es bei der gegenwärtigen Ziehung für die bayrische Hauptstadt verschiedene große und kleine Gewinne. Eine Reihe von Eisenbahnern brachten mehrere tausend Mark nach Hause. Auch der Hauptgewinn mit 300 000 Mark in einer Verteilung ist nach München gefallen. Das ganz große Los von 500 000 Mark ist zurzeit noch im Glückstad

Säureattentat im Theaterfoyer. Im Foyer des Komödienhauses in Berlin wurde am Montag abend ein eigenartiges Attentat gegen ein junges Mädchen verübt. Eine 18jährige Steinopferin aus der Rulmbacher Straße stand während der Pause im Foyer und betrachtete sich einige Photographien an der Wand. Plötzlich verspürte sie einen heftigen Schmerz an den Beinen. Sie glaubte, sie sei von einer Mücke gestochen. Der Schmerz wurde aber immer unerträglich, so daß sie schließlich laut um Hilfe rief. Theatergäste und Angestellte eilten herbei. Es stellte sich nun heraus, daß ein junger Mann, der Draußt Hans Wike, eine ähnelnde Flüssigkeit über das Mädchen gegossen hatte, die erhebliche Brandwunden hervorrief. Der Täter wurde zur Polizei gebracht.

Zweitausend Künstler hungern in Berlin. Die Arbeitslosigkeit unter der Berliner Künstlerschaft ist erschreckend groß. Von den Schauspielern sind 633, von den Kunstmalern 389, Opernsängern 233, Bildhauern 102, Schriftstellern 89, Tänzern 83, Chorjüngern 70, Tonkünstlern 72, Konzertjüngern 57, Filmschauspielern 54, Artisten 41, Kunstgewerblern 40, Vortragskünstlern 37, Kapellmeistern 31, Architekten 23, Graphikern 14, Gesangslehrern 10, Musikstudierenden 10, Komponisten 7 und Theaterdirektoren 7 arbeitslos.

Um einen Wochenlohn ermordet und beraubt. Der 25jährige verheiratete Bergmann Spieß aus Altenburg ist zwischen Köfzig und Altenburg ermordet worden. Spieß begab sich um 1 Uhr nachts nach Beendigung seiner Schicht auf seinem Fahrrad auf den Heimweg und wurde 300 Meter von der Arbeitsstätte entfernt aus dem Hinterhalt erschossen. Etwa 100 Meter hinter Spieß kamen einige Arbeitskollegen zu Fuß, die vier Schüsse hörten und beim Näherkommen ihren Kollegen tot auf der Straße liegend fanden. Dem Ermordeten ist der Wochenlohn von 31 Mark geraubt worden. Der Leichnam wies neben drei Schüssen noch vier Messerstiche auf. Der Tat verdächtig ist der Schwager des Ermordeten.

Choleraepidemie in Schanghai. 'Times' erfahren aus Schanghai, daß dort die schlimmste Choleraepidemie herrscht, die die Stadt jemals erlebte. Zwischen dem 19. und 31. Juli wurden 1399 Erkrankungen gemeldet, doch dürfte dies höchstens ein Drittel der wirklichen Zahl der Krankheitsfälle sein. Die Krankheit sei auf gerabegte Kanabälge Zustände der Schanghai versorgenden Wasserwerke zurückzuführen.

Eine schöne Ehe wurde vor der 14. Kammer des Seine-Tribunals in Paris geschieden. Die Scheidung erfolgte nach der Feststellung des Verschuldens der Frau, die die sechs Wochentage für ihre sechs Liebhaber reserviert hatte. Für jeden war ein Nachmittag in der Woche bestimmt. Am Sonntag ging sie zu ihren Eltern. In der Nacht vom Sonntag zum Montag moletete die Gattin ihr Bett mit Kampfer ein, um so den Gatten aus dem Schlafzimmer zu verschrecken. Alle diese ungläublichen Dinge sind durch Zeugen festgestellt worden.

Wier Tote bei einem Autounfall. Ein mit sieben Personen besetztes Automobil rollte infolge Reifenbruches einen Abhang bei Merzig (Rheinland) hinunter, stürzte über die Böschung eines Baches und überstülpte sich im Bach. Eine Familie von vier Personen wurde getötet; die übrigen drei Personen wurden schwer verletzt.

Verbrechen aus religiösem Wahnsinn. In dem einsamen japanischen Dorf Publo de Monto lebte eine aus den Eltern, drei Knaben und einem zweijährigen Mädchen bestehende Familie Lopez in einer Atmosphäre von mittelalterlichem Fanatismus. Vergangene Woche rief der Familienvater abends seine ganze Familie und einen Freund, der einige Zeit in Amerika gewest und ihn zu „abenteurlichen“ Aufschauungen befehrt hatte, zusammen, ließ sie um einen Tisch herum niederknien und befahl ihnen zu beten. Darauf ergriff er in religiöser Wahn seine zweijährige Tochter, legte sie nackt auf den Tisch und schlug ihr mit einem einzigen Schlag den Kopf ab. Als die Polizei ihn verhaftete, gab er als Motiv seiner Tat an, daß Gott ihm den Befehl dazu gegeben habe, um seinen Gehorsam auf die Probe zu stellen.

Filmschau

Zentraltheater. Grundidee: ein uneheliches Kind. Daher der Name 'Der Bastard'. Wie geschmackvoll! Dann sind noch da eine adelstolze Mutter, ein Lebemann, von dem man nicht weiß, wovon er eigentlich lebt und ein Organisator einer Weitausstellung. Solche Organisations sind wahrhaftig aus anderem Holz geschnitten als die Figur ist, die hier gezeichnet wurde. Unter anderem leistet sich der 'Schriftsteller' die Freiheit, das kleine Kind wie einen Ball in die Höhe werfen zu lassen. Schrift ist das Stück juristisch gebanktenarm und der Mann, der es schrieb, hat entschieden seinen Beruf verfehlt. — Dann loben wir uns schon den anderen Film 'Eile mit Weile', der eine Verkörperung der üblichen amerikanischen Abenteuerfilme darstellen soll. Hier ist manche gelungene Szene von geschultem Blödsinn und auch die Darsteller erschöpfen sich in bemerkenswerten Kunststücken. Als Satire ist dieser Kampf um die Finnenmine, zu deutlich Dreckschnee, nicht übel. — Von gleichem Kaliber ist eine kleinere Groteske, 'Tip als Eisenbahn', die eine Verhöhnung des Kleinbahnwesens darstellt und natürlich amerikanischen Ursprungs ist. — Die 'Trianon-Woche' bringt u. a. Bilder von der Berliner Verfallungsfeier. Viel leicht, weil Hindenburg dabei ist? Auch die übrigen Aufnahmen sind gut.

Angrenzende Gebiete

Mecklenburg

Schönberg. Güterzugentgleisung. Nach einer Mitteilung der Eisenbahnerverwaltung in Schönberg ist am Montag der Güterzug Güstrow-Lübeck, der um 12 Uhr 05 mittags Lübeck bei Lübeck passieren soll, nahe Lübecksdorf entgleist. Von den fünf aus dem Gleis gehobenen Wagen wurden einige beschädigt. Ein Schaffner erlitt schwere Verletzungen; sein Zustand ist besorgniserregend.

Schleswig-Holstein

Kleinell. Verhaftung eines Lohngeld-Käufers. Hier wurde ein Kurgast von zwei Kriminalbeamten aus Karlsruhe verhaftet, weil er ein Fuhrwerk mit Lohngebern überfallen und 6000 Mark mit vorgehaltenem Revolver von dem Begleiter erpreßt hat. Einen Teil des Geldes trug er noch bei sich, den Rest hatte er auf der Reise durchgebracht.

Hannover

Burgdorf (Rüneburger Heide). Eine unglaubliche Kohle. In Nernbogen wurde dem Hofbesitzer H. Rath auf eine unglaublich rohe Weiße schwerer Schaden zugefügt. Unbekannt entkommene Unholde banden auf der Weide ein hochtragendes Kind mit Stachelndraht und schnitten dem noch lebenden Tier aus dem Hinterleib etwa 50 Pfund Fleisch. Während der Tat kalbte das über und über mit Stacheln bedeckte Tier.

Ein Astronom vor 350 Jahren

Tycho Brahe, der Bildhauer Thorwaldsen und der Märchendichter Andersen dürften wohl die drei Geister von Welt sein, die die dänische Nation der Welt gegeben hat. Von ihnen ist Tycho Brahe am wenigsten bekannt, trotzdem er die präzisesten astronomischen Beobachtungen gemacht hat, auf denen Kepler seine großen astronomischen Systeme aufbaute. Im Jahre 1546 wurde Tycho Brahe als Sohn einer altadligen dänischen Familie geboren und sollte, dem Brauche seiner Zeit entsprechend, Diplomat werden. Aber schon sehr früh zeigte sich sein astronomisches Talent. Die Beobachtung einer Sonnenfinsternis im Jahre 1560 war seine erste astronomische Studie. Auch als er nach Deutschland geschickt wurde, um auf den Universitäten Leipzig, Basel und Wittenberg den letzten Schliff für seine diplomatische Laufbahn zu bekommen, überwogen die astronomischen Forschungen alle anderen Interessen. Nur in einem Falle verlegte er nicht seine Herkunft: In Rostock hatte er ein Säbelduell mit einem bayerischen Udelingen auszufechten. Dabei wurde ihm die Nasenspitze abgehauen, die er durch eine silberne Nase ersetzte.

Nach Kopenhagen zurückgekehrt fand er weder bei seiner Familie noch überhaupt bei der in Dänemark herrschenden Gesellschaft von Landjunkern und Großkaufleuten einen günstigen Boden für seine Arbeit. Sein erstes astronomisches Buch, das er 1573 in Kopenhagen drucken ließ, die lateinische Schrift „de nova stella“ („Ein neuer Stern“), in der er einen von ihm entdeckten Stern im Sternbild der Kassiopeia beschrieb, erregte lediglich in den astronomischen Abteilungen der deutschen Universitäten Aufsehen. Schon hatte er beschlossen, sich dauernd in Basel niederzulassen, als der dänische König Friedrich II., von einem deutschen Fürsten und dem sächsischen König darauf aufmerksam gemacht, daß er unter seinen Untertanen einen weltberühmten Astronomen hätte, ihn mit der Insel Hven belehnte und ihm ein Jahresgehalt von 500 Talern aussetzte, so daß Brahe auf dänischem Boden seinen Studien leben konnte.

Auf Hven legte der erst dreißigjährige Tycho Brahe im Jahre 1576 sein berühmtes Schloß Uraniborg an, dessen Architektur, Einrichtung und Ausstattung völlig von astronomischen Gesichtspunkten beherrscht war. So wies die vier Ecken des Schloßes genau in die Richtung der vier Himmelsgegenden; große und kleine Beobachtungstürme waren so angebracht, daß sie eine genaue Bestimmung der Sterne erlaubten, und riesige Instrumente ragten über die Dächer hinaus. Natürlich konnte ein solches reines Zweckgebäude nicht künstlich schön sein, und deshalb ist der Welt mit der nahezu völligen Vernichtung des Schloßes in den schwedisch-dänischen Kriegen des 18. Jahrhunderts gerade kein großes Kunstwerk verloren gegangen. Die historische Wahrheit verlangt übrigens die Feststellung, daß Tycho Brahe seinen Lebensunterhalt alles andere als ein guter Herr war. Seine Studien und sein Schloß verlangten viele Freudenstücke von den Bauern und Steuern, die er rücksichtslos eintrieb. Zudem brachte die steigende Berühmtheit des Forschers viele vornehme Gäste nach Hven, deren Bewirtung die Bauern ebenfalls belastete.

21 Jahre dauerte für Tycho Brahe das ruhige Leben. Dann begann auch er die Unbeständigkeit der Fürstengunst zu spüren. Friedrich II. starb und sein Nachfolger beschritt in jeder Weise die Einkünfte des Forschers. Auch persönliche Reibereien schienen hinzugekommen zu sein. So verließ Tycho Brahe im Jahre 1589 wiederum Dänemark und nahm eine Berufung des deutschen Kaisers Rudolf II. nach Prag an. Hier arbeitete er zusammen mit dem berühmten deutschen Astronomen Kepler. Brahe war — auch in diesem Punkte ein Sohn seines Volkes — der Mann der präzisen, sauberen Kleinarbeit. Seine astronomischen Tabellen haben noch heute Wert durch ihre Genauigkeit. Aber er hatte nicht den Ehrgeiz, große Schätze aus seinen Beobachtungen zu ziehen, Theorien aufzustellen und seine Entdeckungen der Welt der Himmelskörper zu großzügigen Systemen zusammenzufassen. Erst der Deutsche Kepler und der Italiener Galilei taten diese Schritte, die das Weltbild des Mittelalters erschütterten. P. S. S.

Die Familie Borgia

Die Geschichte des italienischen Renaissancealters, einer der interessantesten und abenteuerlichsten Epochen der Weltgeschichte, ist aufs engste mit dem Namen Borgia verknüpft. Die Hauptmerkmale jener Zeit, das Lüge- und Kasterleben am päpstlichen Hofe, das brutale, über Leichen gehende Herrenmenschenum der Aristokratie und die sittliche Verlotterung der Frauen selbst der höchsten Kreise, finden geradezu ihre charakteristischsten Repräsentanten in den drei wichtigsten Mitgliedern der Familie Borgia, dem Papst Alexander VI. und seinen (natürlich unehelichen) Kindern César und Lucrezia. Der „Stellvertreter Christi“ selbst scheint freilich, nach den historischen Zeugnissen zu urteilen, keine Kinder, auch den berühmtesten César, an Verjährtheit, Raffiniertheit, Habgier und ausschweifender Eier noch weit überstiegen zu haben.

Die Geschichte der Familie Borgia, die ein ganzes Stück Kulturgeschichte der Menschheit enthält, hat begeisterte schon manchen Historiker zur Darstellung gereizt. Auch die Dichtung hat sich des lockenden Stoffes bemächtigt und dazu beigetragen, die Echtheit der geschichtlichen Überlieferung durch allerlei verklärende Romantik zu verfälschen. Neuerdings hat nun der italienische Historiker G. Partigliotti in seinem Buche „Die Familie Borgia“ aus sorgfältiger Quellenstudium ein möglichst wahrheitsgetreues Bild zu geben versucht. Wie weit im einzelnen seine neuen Feststellungen und Schlussfolgerungen zutreffen, mögen die Geschichtsforscher entscheiden. Auf jeden Fall aber gewinnt man aus seiner fesselnden, dabei sehr sachlichen dokumentarisch belegten Darstellung ein anschauliches, im wesentlichen sicher richtiges Bild dieser merkwürdigen Zeit und ihrer markantesten Persönlichkeiten, und deshalb dürfte auch die von Nina Knoblich besorgte deutsche Ausgabe des Buches (Ver-

Potsdam und die Gräfin Bothmer

Wiber aus der guten Gesellschaft

Minor v. Dirke, geschiedene Gräfin v. Bothmer, veröffentlicht im Wapen-Verlag in Hamburg ihre Lebensgeschichte unter dem Titel: „Potsdam, mein Golgatha“. Sie will ihre Schicksalsüberlegungen nicht als leere Sentenzen- und Effekthascherei aufgefacht wissen, sondern „als den Weisheitsreife einer gemarterten Frauenseele, die ziel- und planlos, von allen verlassen den Kindern entrisen, vor dem Nichts stand.“ Aus diesem Memoirenbuch der Gräfin v. Bothmer, das 18 Kapitel und ein Schlusswort enthält, veröffentlichen wir das interessanteste Kapitel, das mit „Potsdam“ überschrieben ist. Hier heißt es:

Potsdam als alte historische Stadt mit all seinen bezaubernd schönen Schlössern und Gärten ist ja so einzig schon als Bild — als Museum — als Kulturstätte betrachtet! Aber die Menschen dort? — Ja, wenn es keine Menschen dort gäbe! — Wenn nicht der jahrhundertalte Staub auf all den Inländern feil-lebender Herren, auf all den Kapothüllen verblissener alter Jungfern zentnerweit läge! Nie sah ich in einer Stadt so viel schwarzegeleitete, puritanisch einfache „hochgeschossene“ Damen wie in Potsdam. Man glaubt unwillkürlich, es müsse jemand gestorben sein in der Stadt, um den das ganze Volk traure. Nirgends treibt der Klatsch so ungeahnte Blüten wie in Potsdam.

Man redet in Potsdam, auch draußen in der Welt, soviel vom „Potsdamer Geist“, der noch heute dort leben soll. Du lieber Gott, was würde wohl der große König Friedrich sagen, wüßte er, was unter seiner Krone in dieser Beziehung alles segelt. — Doch ich kehre zurück zum Jahre 1919, dem ersten Winter in der neuen Heimat. Liebenswürdig, freundlich, hilfsbereit, wie ich es von den Bekannten anderer Städte gewohnt war, kam ich den Menschen in Potsdam entgegen, und ich wurde so auch von ihnen aufgenommen. Es gab keinen Damentafel — diese schöne Einrichtung ist auch eine Spezialität Potsdams —, an dem ich fehlen durfte, kein Diner, keinen Ball, der ohne mein Erscheinen denkbar gewesen wäre. Und wenn viele meiner lieben Gönner in Potsdam beim Lesen dieser Argumente, die ich aufstelle, den Kopf zuckelnd schütteln sollten, so würde es ihnen doch wenig helfen. Es war nämlich wirklich so, und wenn sie mir sicher alles absprechen möchten; ihr Reid. Ihre Eifer sucht auf mich als Frau zu beweisen besser, als ich es selbst vermöchte, die Wahrheit der von mir hier aufgestellten Behauptung. Wir führten ein gastfreies, immer gern gebendes Haus, freilich reut mich heut bitter jedes Glas Sekt. Jedes Stück Torten, das ich gegeben, und das mir so bitter gelohnt wurde.

Aber damals nahm ich ja das Hofieren, das Umschwärmen für bare Münze. Und ich handelte nicht einmal ganz falsch dabei, tatsächlich verlor ich in gleichem Maße die Sympathie der Frauen, wie die Sympathie der Männer dieser Frauen für mich klug. Ich hab' manch' Feste arrangiert. Ja, es ist sogar vorgekommen — schütteln Sie nicht unglaublich die Köpfe, meine lieben Leser —, daß man mich in die Kasse um einen einzigen Walzer bat, daß in der Aussicht, ein von mir arrangiertes Fest mitzumachen, selbst Ritter bittend an mich

herankam, ihren Töchtern eine Einladung zukommen zu lassen.

Du liebe Zeit, was lernst man nicht alles im Verkehr mit Menschen unserer Gesellschaftsstufe! Mich wunderte nur eines, daß man bei all der Heuchelei und Lüge um einen herum selbst noch ein leidlich ehrlicher, anständiger Mensch geblieben ist! Was habe ich nicht alles in meinem nächsten Bekanntenkreis erlebt! Man „hochgeborene“ Frau, die heute voll Entrüstung auf mich blickt, verdankt lediglich meiner Anständigkeit, meiner Disziplin ihre noch aufrechte, unangefastete gesellschaftliche Position. Manche Frau mühte sich auf den Knien danken, wüßte sie, daß sie nur mir die wiedergekehrte Liebe ihres Mannes verdankt.

Da leben in Potsdam so manche gute Kränzchenfreundinnen, deren guten Ruf ich mit ein paar Worten zerbrechen könnte, plauderte ich aus, wie ich zufällig Zeuge wurde, daß sie auf Stunden vergaßen, hiehere, auf fortallichem Bodest stehende Frauen zu sein. Wie oft habe ich im letzten Moment ein Unheil verhindert, indem ich eine Ehefrau dackte, wenn sie bei einem kleinen Seitenprung unvorsichtig zu Werke gegangen war. Ja, ja, ihr lieben Potsdamerinnen, seht mal ein bißchen euer Inneres. Eure Weste ist nicht immer weiß, ich sehe euch an, es steigt euch doch die brennende Schamröte ins Gesicht, denkt ihr der vielen Häßlichkeiten, die ihr mir zugefügt aus Reid. Eifer sucht!

Aber auch der Herrenwelt gedente ich in gebührender Weise. Ja, ich lasse den ich der ich wüßte, Liebeswerbenden Worte dieses oder jenes Potsdamer „Boeien“. Ein ganzes Bündel dieser Liebesbeteuerungen in Prosa und Vers füllten irgend eine alte Schachtel auf meinem Hausboden. Ich lese manchmal meinen Freunden daraus vor, wir lachen über diese Karikaturen menschlicher Empfindungen. Ein bißchen schäme ich mich aber auch in meinem Innern, denke ich daran, daß mir diese verlogenen Worte einst wahr erschienen. Mein Mann hat sich stets geteilt, daß man mit den Hof machte. Ist immer, bis zu jenen traurigen Dezemberwochen, der beste, großzügigste Mensch gewesen. Daß es dann anders wurde, ist nicht allein seine Schuld. Er war ein kranker, schwacher Mann aber ich kluge denjenigen, die diese, seine Schwäche ausnutzten, ihn von mir durch Intrigen zu trennen.

Ich könnte hier noch stundenlang kleine, niedliche Ergebnisse aus meiner gesellschaftlichen Glanzperiode in Potsdam zum besten geben, um den Lesern dieser Zeilen zu beweisen, weshalb ich mich von Potsdam und seiner Gesellschaft mehr und mehr zurückgezogen, warum ich mich von Jahr zu Jahr mehr dem Berliner Verkehr zuwandte. Etwas wie ein Lachen kommt mich an, denke ich an die „vielen, guten Freundinnen“, die so hohe, große Worte der Freundschaft gegen mich gebrauchte — in guten Tagen versteht sich — und die doch alle so gern dabei waren, als es galt, mich und mein Lebensschiff zum Stranden zu bringen.

Postbußzinsen

welche in der Zustellung der Zeitung keine Unterbrechung wünschen, müssen bis zum 25. d. Mts. das Bezugsgehalt für den nächsten Monat beim Postamt oder Briefträger entrichten.

lag von Julius Hoffmann in Stuttgart), die noch durch zahlreiche authentische Bildtafeln besonders lebendig wird, bei uns einem weitgehenden Interesse begegnen.

Eins der dunkelsten und grauigsten Kapitel der Geschichte des ausgehenden Mittelalters tut sich uns in diesem Buche auf. Die katholische Kirche, die heute selbst die Erinnerung an jene Zeit peinlich empfindet, hat damals den Gipfelpunkt ihrer Verschlingung und Korruption erlebt und dadurch die wesentlichste Voraussetzung für den großen europäischen Erfolg der zwanzig Jahre später beginnenden lutherischen Reformation geschaffen. Gewiß ist der aus Spanien kommende Alexander Borgia eine der größten und hemmungstossten Verbrechermaturen der Geschichte gewesen, aber daß dieser Mann die höchste kirchliche Würde zu erreichen, daß er so struppellos den Vektorischer zu betreiben und zur Befriedigung seiner materiellen und sinnlichen Begierden so freigeig mit Morbanstiftungen zu sein vermochte, hatte doch seine tiefste Ursache in der geistigen, moralischen und gesellschaftlichen Einstellung des römischen Klerus überhaupt. Partigliotti deutet sogar die Wahrscheinlichkeit der Blutsbande zwischen Alexander und seiner Tochter Lucrezia an. In César und Lucrezia erleben wir dann die Weiterführung von Alexanders wüstem Treiben, zugleich aber auch den Verfall der Familie Borgia. Wir haben hier ein Stück Sittengeschichte vor uns, dessen historisches, gesellschaftliches und psychologisches Interesse immer aktuell bleiben wird, und das sich spannender und aufregender liest als viele phantastisch erdachten Kriminalromane. Bz.

*

Wir geben im folgenden eine Probe aus dem Buche:

Brudermord

Am 7. Juni (1497) hatte Alexander VI. seinen Sohn, den Herzog von Gandia, mit den Besitzungen Benevent, Pontecorvo und Terracina beschenkt, ehe dem Lehen der Kirche, jetzt die erste Edelsteine zu dem ererbten Szepter von Neapel. Am nächsten Tage ernannte er César zum päpstlichen Legaten bei der Krönungsfest des Königs Federico, der der Sehe der „ragonein sein sollte. Der Abend des 14. Juni fand die beiden Brüder, die vor der Abreise nach ihren verschiedenen Zielen standen, bei einem Abschiedsmahl, das ihnen die Mutter in ihrem Landhaus bei Sankt Peter in Vincoli gab. Als die Nacht hereinbrach, sagen sie der Mutter Lebewohl und reiten nach Rom zurück. In der Stadt angelangt, trennen sie sich. César schließt den Weg nach seinem eigenen Hause ein, während Giovanni, der einen Vermummten bei sich hat, im Gewirr der am Tiber liegenden Gassen untertaucht.

In der Frühe des Morgens stellt sich der Vermummte ganz überdrückt vom Blut, im Vatikan ein — vom Herzog keinerlei Nachricht. Gegen Abend gibt Alexander VI., von Narbe ergriffen, Befehl, in sämtlichen weitestgehenden Häusern Roms nach ihm zu fahnden, da er die Gewohnheiten seines Sohnes kennt. Am Tage darauf, am 16., wird Giovanni, auf die Enthüllungen hin, die ein Holzhändler macht, aus dem Tiber gefischt, just an der Stelle, wo der Latrat der Stadt hineingeworfen zu werden pflegt. Die schon aufgefunden Leiche ist an mehreren Stellen von Dolchstichen durchbohrt. Einzig dieser Holzhändler hat von weitem, in der Nacht, den Epilog dieser tragischen Szene mitangelesen. Er war eben dabei, sich in seiner mit Holz beladenen Barke, die am Ufer festgemacht war, schlafen zu legen, als er

aus einer auf das entgegengesetzte Ufer mündenden Gasse zwei vermummte Männer herankommen sah, die, nachdem sie sich vorsichtig umgesehen, nach rückwärts Zeichen gaben. Dann waren noch zwei Vermummte mit einem Reiter herzugekommen, der einen Leichnam quer über die Krippe des Pferdes hielt. Am Fluß angelangt, hoben die Männer, die zu Fuß waren, den Toten vom Pferde und schleuderten ihn ins Wasser, und da der Mantel sich auf dem Wasser baute, beschwerten sie ihn mit einem großen Stein, damit er untergehe.

Als Alexander VI. hiervon hörte, schickte er sofort 300 Krieger mit Stangen und Netzen nach den beiden Stromufern. Als der unglückliche Herzog endlich gefunden und aus dem Wasser gezogen war, meldete dies der mantuanische Gesandte G. C. Scalon dem Gonzaga in folgenden Ausdrücken: „So ist denn der Papst bis heute morgen um fünf der Fischer seines Sohnes gewesen.“

Keine der Persönlichkeiten, denen die öffentliche Meinung anfangs die Schuld zuschob, hatte hinreichende Gründe, um ein derartiges Verbrechen zu planen, genügend Kräfte, um es durchzuführen und die erforderlichen „langen Fäden“, um sich gegen die Folgen zur Wehr setzen zu können. Ein einziger Mensch in Rom besaß diese sämtlichen Requisiten: das war der Kardinal César. Er allein hegte diesen abgründigen Haß gegen den Bruder, dessen Dasein ihn zu einem ruhmlosen, eintönigen Leben verdammt; ihm allein also konnte dessen Verschwinden frommen, und er allein konnte, wenn der Nebenbuhler beseitigt wurde, auf das Schweigen des Vaters zählen. Die Ueberzeugung, daß es sich um einen Brudermord handelte, ist nirgendwo lebendig geblieben und hat nirgendwo so feste Wurzeln geschlagen wie im Vatikan selber: einer der ältesten Autoren über kirchliche Dinge, der bei seiner Zusammenstellung der Biographien von Päpsten und Kardinalen in Rom sicherlich Dokumente vor Augen hatte, die seither vernichtet wurden oder noch ungenutzt in den Archiven ruhen, stellt ihn, nach dem Zeugnis zeitgenössischer Prälaten, als ganz sicher hin. Auch das negative Ergebnis der gerichtsärztlichen Untersuchung sagt in diesem Sinne aus. Die Polizei nahm sich sehr nachdrücklich, doch erfolglos der Sache an; es ist aber wenig wahrscheinlich, daß man es mit all den von Alexander losgelassenen Häusern nicht fertig gebracht haben sollte, irgendeine Spur aufzutreiben. Das Verbrechen war nicht von einer Person allein begangen worden, sondern von einem Trupp gedungener Mordgeheulen: irgendeiner von diesen wird, von den großen Summen, die der Papst als Belohnung ausgekehrt hatte, verlockt, gesprochen haben. Jedenfalls konnte es an Hinweisen für eine gute Fährte nicht fehlen. Wenn also ein Vergehen dieser Art in Dunkel gehüllt blieb, geschah es deshalb, weil die Anzeige oder die Spuren zu einem Standal geführt hätten, der schlimmer war als der Mord selbst.

Humor

„Ihr Bräutigam scheint gute Ideen zu haben! Führt er denn auch aus?“ — „Leider sehr selten! Sonntags muß ich immer zu Hause bleiben!“ (Hilfende Mütter)

Auf der Bank vor den Münchener Propyläen sitzen, von links nach rechts, ein älteres Fremdenzimmer, eine dienstfreie Kellnerin, ein eingeborener Münchener Kontier, ich. Es hebt sich am linken Flügel ein eisenstähliger Stuhl gegen den Säulenbau, eine Stimme fragt: „Was stellt denn das da vor?“ — Die dienstfreie Kellnerin, eifrig: „Weil, des da halt die Propyläen, da geht man halt durch zum Königsplatz, net?“ — Die Stimme: „Aha, ich meine, was das bedeutet und so.“ — Die dienstfreie Kellnerin: „Aha, des is ich vom Krieg dagitand; da auf der gleichen Bank ist amal a Herr gesessn, der hat a Buch gehabt, da is dringstand. Er hat's da vorgelesen, i hab's aba wieder vergessn.“ — Die Stimme, erhartungslos: „Aber das Gebäude muß doch irgendeinen Sinn und Zweck haben?“ — Die dienstfreie Kellnerin wendet sich hilfeleuchtend an ihren anderen Nachbar: „Wissen's Sie net?“, worauf der eingeborene Münchener jorinig ausruft und mit einem giftgetränkten Seitenblick erklärt: „Freilich woach es is: des is zweng dem aufgestellt worden, daß de Fremdn, de was an d'isrer darpam mechin, an andern Menschen recht faudumm ausfragen kinnan.“ (Empfänglich)

